

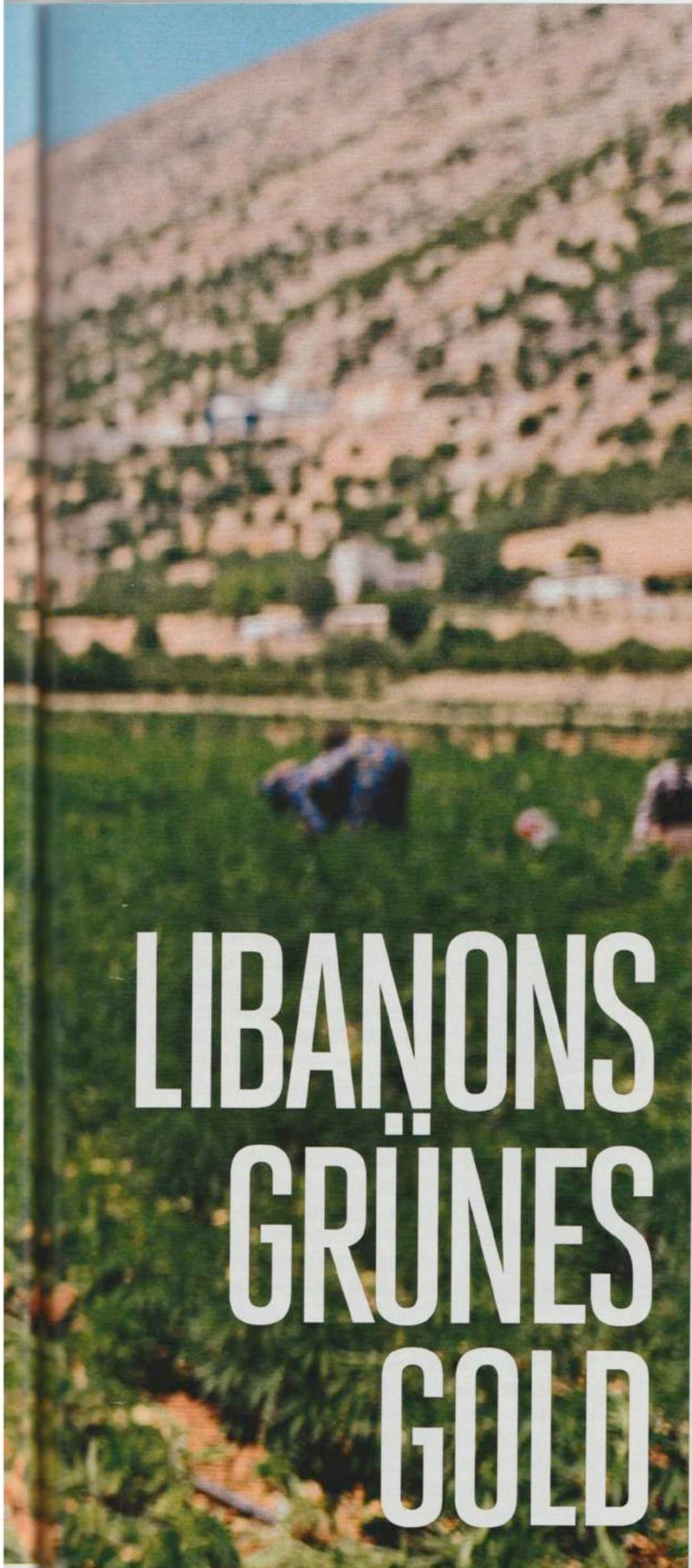
SCHATTENWIRTSCHAFT

Im Bekaa-Tal im Osten des Libanons gedeihen einige der bekanntesten Haschischsorten der Welt, der „Gelbe“ und der „Rote Libanese“. Bauern und Feldarbeiter aus alteingesessenen Familienverbänden wie dieser Mann bauen dort auf riesigen Arealen illegales Cannabis für den internationalen Drogenmarkt an. Einst verteidigten sie ihre Plantagen mit Waffen gegen den Staat. Jetzt will ein Gesetz den Umstieg auf legales, rauschstoffarmes Cannabis für medizinische Zwecke. Eine nicht gerade willkommene Idee

REPORTAGE

Hyperinflation, Verstrickung in Kriege, Corona und die Explosionskatastrophe von Beirut: Der Libanon steht am Abgrund. Um die Wirtschaft zu retten, hat die Regierung beschlossen, den Anbau von medizinischem Cannabis zu legalisieren. Kann der Plan aufgehen? Ein Besuch IM TAL DER DROGEN-CLANS





LIBANONS GRÜNES GOLD

text
**SEBASTIAN
SELE**
fotos
**JOJO
SCHULMEISTER**

A

Als die Granaten explodieren, sitzen wir gerade in der Küche. Dampf mischen sich die Schläge unter das Rattern der Maschinengewehre. „Das ist weit weg“, sagt Hassan. Ob er das sagt, weil er es so meint oder weil er mich beruhigen möchte, weiß ich nicht. Wieder knallt es, wieder zuckt seine Mutter zusammen. „Sie hat immer Angst.“ Hassan bleibt stoisch. Wer hier lebt, lebt mit den Explosionen.

In der Provinzhauptstadt Baalbek im Nordosten des Libanons wie fast im ganzen Bekaa-Tal, das sie umgibt, bestimmt nicht der Staat, wo es langgeht. Das tun hier die Familienclans und die Hisbollah. Vor der Moschee im Stadtzentrum füttern Besucher eine meterhohe Patrone mit Geldscheinen, Spenden für die schiitische Miliz. In den Straßen wehen Fahnen mit den Gesichtern junger Männer, Märtyrer im Kampf gegen den Islamischen Staat. 4000 ihrer Kämpfer schickte die Hisbollah vor ein paar Jahren an die Front hinter den Hügeln im Osten der Stadt. Vermutlich jeder in Baalbek kannte eines der Gesichter auf den Fahnen persönlich.

Jetzt wird wieder geschossen, wenn auch aus geopolitisch weniger bedeutenden Gründen: Bei einer Razzia hat die Armee einen Mann erschossen. Tags darauf entführte die Familie des Getöteten drei Soldaten. Rache, sagt Hassan, sei Tradition. Auch er gehört zu einem der Familienclans des Bekaa. Den Chreifs.

Ich bin weder Waffenfanatiker noch ein Chreif – ich besuche Hassan, um herauszufinden, was dran ist an der Idee, diesem Land wieder ein wenig auf die Beine zu helfen, indem man eines seiner wichtigsten Produkte legalisiert: Cannabis. So sieht es ein neues Gesetz vor, das das libanesische Parlament im April 2020 verabschiedet hat. Cannabis für „medizinische Zwecke“, so heißt es darin, soll unter Aufsicht des Staates legal angebaut werden dürfen.

H

ier im Bekaa-Tal wächst und gedeiht seit Jahrzehnten ein Großteil der Pflanzen, von denen libanesische Clans als Bauern und Dealer illegal leben. Ihre Exportschlager, der „Gelbe“ und der „Rote Libanese“, sind als Drogen auf dem Weltschwarzmarkt beliebt. Könnte ein Umstieg auf medizinisches Cannabis mit weniger Rauschwirkstoff THC dem ganzen Land zugute kommen? Wie lautet der Plan der Politiker? Und was sagen die Produzenten dazu?

Seit 2019 befindet sich der Libanon in einer Abwärtsspirale ohne absehbares Ende: Auf die unaufhaltbar steigende Inflation folgten Massenproteste in den Straßen und Flammen im Regierungsviertel, auf das Coronavirus einer der striktesten Lockdowns weltweit und das Ausbleiben des Tourismus. Und, als ob das nicht schon ausreichen würde, um einen von Bürgerkriegen, Korruption und dem Krieg im Nachbarland Syrien geplagten Staat in den Abgrund zu treiben, erschütterte im August 2020 die wohl heftigste nicht nukleare Explosion der Menschheitsgeschichte den Hafen der Hauptstadt Beirut. Hunderte starben. Tausende wurden obdachlos. Versorgungsketten brachen zusammen. Fast alle verstanden die Zeichen: Machen wir so weiter, ist es das Ende.

Die Gefechte in Baalbek sind verstummt. Das Gebell der Hunde in den Straßen löst das Rattern der Maschinengewehre in der Ferne ab. Dem Anschein nach friedlich ruht das Cannabis-Tal im Abendlicht. Am nächsten Morgen will Hassan mich hinführen auf die Felder und zu den Bauern seines Heimatdorfes.

Die Hauptstadt Beirut, drei Tage zuvor. Paula Yacoubian entschuldigt sich für die Verspätung. „Stau“, sagt sie. Das Benzin im Land wird knapp, die Schlangen vor den Tankstellen sind lang. Die ehemalige TV-Moderatorin stieg 2018 in die Politik ein, um dort ihren „Kampf für das Gute“ weiterzuführen. Ich möchte von ihr wissen: Wieso hat sie die Legalisierung von Cannabis unterstützt?

Als das libanesische Parlament vor anderthalb Jahren beschloss, Cannabis für medizinische und industrielle Zwecke zu legalisieren, folgte es damit einem Vorschlag der Unternehmensberater von McKinsey. In einem über 1000 Seiten starken Bericht hatten diese dem Land aufgezeigt, welche Maßnahmen aus der Krise führen könnten. Unter „Quick Wins“ notierten sie auch die Legalisierung von Cannabis, denn der Libanon ist einer der drei größten Cannabis-Produzenten der Welt.

Libanesische Lieferungen landen im Nahen und Mittleren Osten – und „in geringerem Ausmaß“, wie die UN schreibt, auch in Europa. Was darunter zu verstehen ist: Dutzende von Tonnen. Im April dieses Jahres beschlagnahmte die Polizei in Griechenland eine Lieferung von vier Tonnen Haschisch aus dem Libanon, im August fanden spanische Kollegen 20 Tonnen auf einem Schiff südlich der Kanarischen Inseln. Allein im Bekaa soll auf mindestens 20.000 Hektar Cannabis angebaut werden, das entspricht 28.000 Fußballfeldern. Wo der Boden gelb ist, wächst der „Gelbe Libanese“. Wo er rot ist, der „Rote Libanese“. Und wo die Exportwege etabliert sind, werden sie auch für Kokain und das als „Dschihadisten-Droge“ bekannt gewordene chemische Aufputzmittel Captagon genutzt.

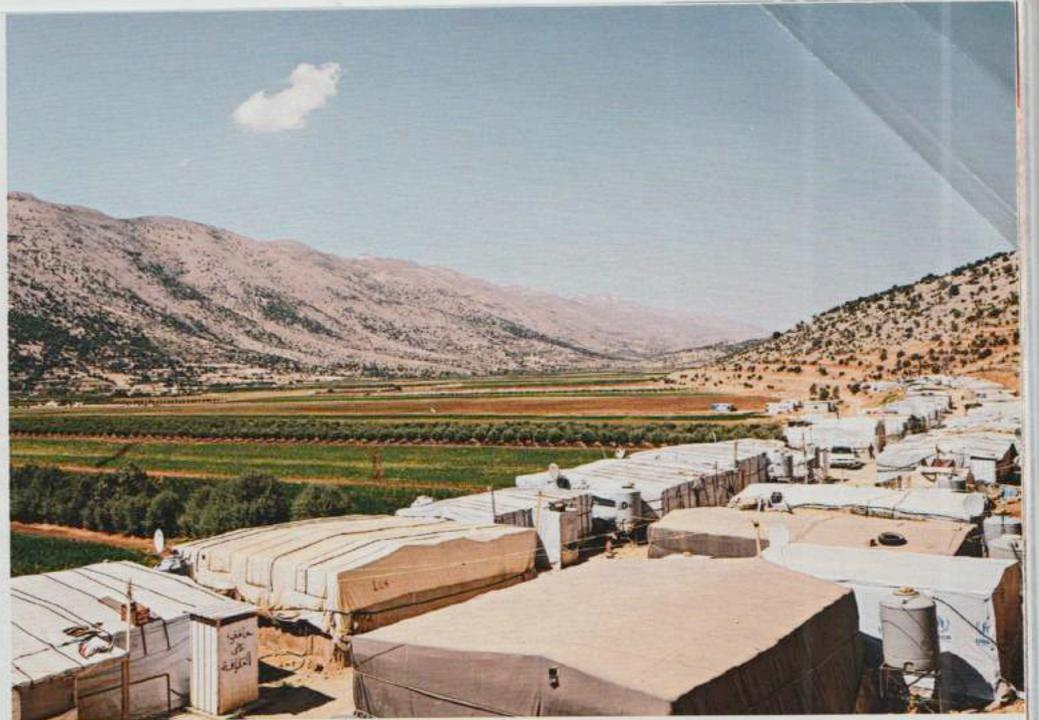
„Überall auf der Welt wird Cannabis legalisiert“, sagt Paula Yacoubian – warum nicht auch dort, wo es sowieso schon viel davon gibt? „Aktuelle Studien zeigen, wie hilfreich Cannabis, CBD aber auch THC bei vielen Gesundheitsproblemen ist.“ McKinsey schätzt, dass die Legalisierung eine Milliarde US-Dollar in die Wirtschaft spülen könnte. „Exzellent“, sagt Paula Yacoubian. „Für die Wirtschaft und für das Land.“

Aber wie sehen die Bauern diesen Vorstoß, die vom herkömmlichen illegalen Cannabis-Anbau leben? Hassan bringt mich zu ihnen. Von Baalbek aus fahren wir am Morgen nach dem Feuergefecht nach Yammoune, der Heimat der Chreifs, wo Hassan aufgewachsen ist. In der Morgendämmerung singen Vögel, vereinzelt hört man noch Hunde bellen. Unser Fahrer lenkt das SUV vorbei an den römischen Ruinen, für die das Bekaa-Tal berühmt und bei Touristen beliebt ist, und vorbei an rot-weißen Militär-Checkpoints. Die Warnleuchten am Armaturenbrett blinken, die Straßen, die uns durch die geschichtsträchtige

Idylle tragen, werden holpriger. Nach einer halben Stunde taucht unter uns ein Talkessel auf: in seiner Mitte ein blauer See, um ihn herum das staubige Gelb und Rot des Geländes, dazwischen verstreut einzelne Häuser. „Hier leben einige der größten Dealer des Nahen Ostens“, sagt Hassan vom Beifahrersitz.

Der Bürgermeister Jamal Chreif empfängt uns im Schatten eines Baumes zwischen seinen drei Villen. Sein Haar ist ergraut, das blaue Poloshirt ausgebleicht und





CANNABUSINESS

Die Beiruter Politikerin Paula Yacoubian sieht im Anbau von medizinischem Cannabis großes Potenzial. Die Bauern im Bekaa-Tal aber setzen bislang weiterhin auf die THC-haltige Variante – und syrische Flüchtlinge als Arbeiter. In Yammoune steht ihr Camp direkt neben einem Cannabis-Feld



aufgeknöpft. Wir trinken Kaffee und Dattelsirup. „Zuerst sollten Sie wissen“, holt der Bürgermeister aus, „warum die Menschen hier Cannabis anbauen: Die Pflanze kam vor etwa 100 Jahren in den Libanon. Die Bauern versuchten zuvor, die verschiedensten Dinge anzupflanzen, aber nichts davon wuchs. Beim Cannabis ist das anders. Werfen Sie einen Samen irgendwohin, und die Pflanze gedeiht.“ Bei anderen Pflanzen sei das Risiko daher bedeutend größer. Kartoffeln zum Beispiel. Der Anbau habe viele Risiken: „Zu wenig Wasser, zu viele Schädlinge, zu schlechte Preise.“ Bei Cannabis gebe es keine Risiken.

Der Bürgermeister steht auf, öffnet die Tür zu seiner Garage und kommt mit einer Flasche in der Hand zurück. „Öl“, sagt er, gießt ein paar Tropfen in meine Hände und fragt: „Riechen Sie das Cannabis?“ An meinen Händen klebt nun die Zukunft, die sich Jamal Chreif für sein Dorf erhofft: Cannabis-Öle und andere Produkte aus speziell lizenzierten Sorten mit niedrigem THC-Gehalt, angebaut mit staatlicher Genehmigung. „Die Leute hier werden mit Fabriken zusammenarbeiten“, sagt Jamal Chreif, „und die Rohstoffe für Öl, Medizin und andere Stoffe nach Europa verkaufen.“ Er

reicht mir ein Papiertuch. „Wir sind ein zerstörtes Land“, sagt er. „Die Legalisierung hilft uns.“

Von speziellen Pflanzensorten jedoch, wie sie der Gesetzentwurf des Parlaments vorsieht, ist in Yammoune bislang nichts zu sehen. Die Menschen hier bauen weiterhin illegales Cannabis mit hohem THC-Gehalt an. „Willst du einen Joint?“, fragt mich Masab Chreif* ohne große Umschweife.

Nur wenige Hundert Meter vom Haus des Bürgermeisters entfernt empfängt mich der Bauer in seinem Wohnzimmer. Nebenan trinkt die Familie Tee, auf dem weißen Steinboden vor uns liegen einige Kilo Haschisch. „Das ist gut für den Kopf“, sagt Masab. Der Kragen seines Poloshirts ragt in die Höhe, tiefe Furchen ziehen sich durch sein Gesicht. „Und es ist gut fürs Portemonnaie.“ Unser Deal: Er gibt mir Antworten, ich verzichte auf Porträts und seinen richtigen Namen.

Jedes Jahr im April, sagt Masab, wird ausgesät und im September geerntet. Im Winter wird dann das Haschisch gewonnen. Anschließend geht's ans Verkaufen. Die Bauern verkaufen an die Dealer im Dorf, die Dealer im Dorf an ihre Kontakte am Golf und in Europa. Wer es einmal schafft, einen großen Deal abzuwickeln, wird Teil der Maschinerie. Masab sagt: „Pflanzt du kein Cannabis an, kannst du nicht leben.“ Das Geld aus den Drogen finanzierte das Haus, in dem wir sitzen. Es finanzierte die Medikamente und die Behandlungen, ohne die sein Vater Jahre früher gestorben wäre. Es finanzierte die Schule, die seinen Kindern eine Zukunft sichern soll. Und in der Krise wird das Leben immer teurer. Als der Strom ausfällt, sagt er nur: „Das ist Libanon.“ Immer wieder gehen seine Kinder durchs Zimmer. Das Haschisch auf dem Boden beachten sie nicht.

Die libanesische Regierung hatte 1992 auf Druck der Amerikaner den Anbau von Cannabis verboten. Jedes Jahr im Sommer tauchte daraufhin die Armee im Bekaa auf, um die Ernte zu vernichten – auch 2012. Panzer rollten über die Felder von Yammoune, Rauch stieg über dem Talkessel empor. Die Bauern stellten sich mit geschulterten Maschinengewehren vor TV-Kameras. Die Armee, sagten sie dem ganzen Land, sei eine Gang und in ihr Dorf gekommen, um ihre Lebensgrundlage zu zerstören. Die Chreifs schlossen sich mit den Jafaars und den Shams zusammen, zwei anderen großen Familienclans im Bekaa. Sie drohten damit, zu den Waffen zu greifen, um ihre Felder, ihr Geschäft und ihren Stolz zu verteidigen. „Im Dorf haben sie nicht nur Granatwerfer“, sagt Hassan, „sondern auch Raketen.“ Nur knapp hätten damals Tote verhindert werden können.

Es ist unklar, ob es der Widerstand der Clans oder das Überschwappen des syrischen Krieges in den Libanon war, aber seit 2012 können die Bauern und Dealer von Yammoune ungestört ihren Geschäften nachgehen. Und klar ist: Den größten Aufschwung erlebte der illegale Cannabis-Anbau jeweils dann, wenn die Armut

am größten war – während der Bürgerkriege in den 1980ern und den 2000ern. Die aktuelle Krise im Libanon, der einst als Schweiz des Nahen Ostens galt, stuft die Weltbank mittlerweile als eine der zehn schwersten Wirtschaftskrisen seit den 1850ern ein. Bald droht, neben Benzin, Strom und Medikamenten, auch das Trinkwasser knapp zu werden.

Masab steigt in einen verlotterten gelben Mercedes. Der Lack ist brüchig, das Nummernschild ausgebleicht, Türgriffe fehlen. Der Bauer führt uns ans Ende des Tals, steigt aus, geht auf eines seiner Felder, wo vier Gestalten gebückt den Boden bearbeiten. „Du machst deinen Job nicht richtig“, schimpft Masab einen der Jugendlichen, der eine Spitzharke in der Hand und Löcher in den Schuhen hat. „Es sind zu viele Steine“, rechtfertigt sich der Junge, 13 Jahre alt – einer von rund 1,5 Millionen syrischen Geflüchteten im Land. Die Krise trifft die Einheimischen wie Masab hart, aber die Geflüchteten am härtesten. Der 13-Jährige sagt, er arbeite seit sechs Jahren auf den Feldern von Yammoune, für 5000 libanesische Lira pro Stunde. Aktuell sind das 25 US-Cent.

„Die Kosten steigen immer weiter“, klagt Masab. Und noch ein weiterer Bauer schließt sich ihm an: „Niemand möchte etwas Illegales tun“, versichert der Mann.



WEG VOM STOFF

Dorfbürgermeister Jamal Chreif (l.) träumt davon, legales Cannabis für Europa zu produzieren. Hassan (u.), der im Bekaa-Tal, umgeben von Feldarbeit und Haschisch-Erträgen aufgewachsen ist, sieht seine einzige Chance ebenfalls im Ausland: als Student



„Wir sind gezwungen, Cannabis anzubauen.“ Ob die Legalisierung etwas an der Misere ändern könne? Die Bauern glauben nicht daran. „Legalisiert die Regierung das Cannabis, wird sie es bloß klauen“, sagt Masab. Zu deutlich ist die Erinnerung an die Jahre vor 2012, zu dürftig sind seine Beziehungen in die Regierung. „Die würden die Anbaulizenzen nur an ihre Freunde vergeben.“ Schon heute verdienen Angehörige höherer politischer Ebenen wohl am illegalen Geschäft mit, anders ist dessen Ausmaß kaum zu erklären.

Zwar existieren natürlich keine genauen Zahlen zu den Einnahmen der Dealer, aber Hassan unterscheidet drei Kategorien. Die großen mit einem Monopol auf allen Ebenen der Wertschöpfung: fünf Millionen US-Dollar pro Jahr. Mittlere Dealer: 100.000 Dollar pro Jahr. Kleine Dealer: 15.000 Dollar pro Jahr. „Es ist wie überall“, sagt er: Die Großen würden größer, die Kleinen müssten unten durch. Nur wer sich Kontakte in die Regierung erarbeite, könne es ganz nach oben schaffen. Und die Frage, die sich mir stellt, lautet: Warum sollten korrupte Politiker einem neuen Gesetz, das ihnen lukrative Drogeneinkünfte unmöglich macht, auch tatsächlich Taten folgen lassen?

So ist nicht nur der Anbau im Bekaa illegal, sondern auch der Cannabis-Konsum. Jährlich werden im Libanon mit seinen knapp sieben Millionen Einwohnern rund 3000 Menschen wegen Drogenkonsums verhaftet, mehr als die Hälfte davon wegen Cannabis. Noch einmal doppelt so viele werden verhört. Fast alle von ihnen sind jünger als 35 Jahre.

„Ich glaube, es ist keine große Sache, dass ich hin und wieder Cannabis rauche“, erzählte mir auf meiner Reise der Beiruter Student Badr El Khoury*, der anonym bleiben möchte. Die Polizei, die ihn vor vier Jahren gestoppt hatte, sah das anders. El Khoury hatte gerade die Schule abgeschlossen, als er mit einem Freund in Richtung der American University of Science and Technology fuhr, um dort Formulare unterschreiben zu lassen. Plötzlich sei ein Mann auf ihren Mietwagen zugestürzt, in der Hand eine Pistole. „Öffnen! Öffnen! Zivilpolizei!“, erinnert sich El Khoury. „Ich dachte erst, das ist ein Raubüberfall.“

Als die Polizisten im Wagen nichts Illegales entdeckten, führten sie El Khoury in Handschellen aufs Revier. Nackt ausziehen.

*Name geändert

**„LEGALISIERT DIE
REGIERUNG DAS
CANNABIS, WIRD SIE
ES BLOSS KLAUEN.
DIE WÜRDEN DIE ANBAU-
LIZENZEN NUR AN IHRE
FREUNDE VERGEBEN“**

Cannabis-Bauer Masab Chreif*

Nach vorne beugen. „Ich hatte kein Cannabis dabei“, erzählt El Khoury. Anziehen. Urintest. Ergebnis: positiv. „Wir waren zu siebzehnt in einer kleinen Zelle.“ Mörder, Geldfälscher, Autodiebe. „Einer von ihnen brachte sogar Haschisch in die Zelle. Das musst du dir vorstellen: Ich saß wegen Cannabis-Konsum dort drin, und er rauchte neben mir Hasch.“

Ertappte Konsumenten bekommen einen Eintrag ins Strafregister, den schwarzen Punkt. „Dieser schwarze Punkt bleibt fünf Jahre bestehen. Hast du einen, bekommst du keinen Job, du kannst die Uni nicht abschließen, das Land nicht für längere Zeit verlassen. Und jedes Mal, wenn du bei einer Polizeikontrolle gestoppt wirst, musst du wieder einen Urintest machen“, sagt El Khoury. Er selbst hatte Glück. Seine Eltern hatten Kontakte zu Mitarbeitern der Regierung. Bestechungssumme: 2000 US-Dollar. Buße: 1000 US-Dollar. Nach drei Nächten kam El Khoury frei. Das erste Mal, als er wieder Cannabis rauchte, war in Amsterdam.

„Ich würde es lieben, wäre Beirut das nächste Amsterdam“, sagt Paula Yacoubian in ihrem Büro in Beirut. „Aber mit diesen Dinosauriern an der Macht ist das nicht möglich.“ Warum dem Gesetz zur Legalisierung von Cannabis für medizinische Zwecke auch nach über einem Jahr noch keine Taten gefolgt seien, frage ich sie. „In diesem Land geht es nur um die persönlichen Interessen der Politiker“, sagt sie und nennt die libanesischen Politiker, die sie den Rücken gekehrt hat, eine Mafia. „Das Parlament ist ein großartiger Ort“, sagt Paula Yacoubian. „Guter Kaffee, viele Privilegien, ein gutes Gehalt.“ Wäre es möglich, dort irgendetwas zu verändern, wäre sie geblieben. „Aber diese Mafia kommt mit allem davon, was sie tut.“

Am Ende meiner Reise bin ich mir in der Frage, wer im Libanon letztlich von einer Cannabis-Legalisierung profitieren würde, unsicherer als vorher. Klar ist mir aber, welche Möglichkeiten vielen Einwohnern des Landes bleiben: sich durchbeißen, bis es nichts mehr zu beißen gibt. Oder eben in die Illegalität gehen. Oder auswandern. „Nein, der Libanon ist mein Land“, sagte Paula Yacoubian mir zum Abschied. „Es ist der Ort, an dem ich geboren wurde. Hier habe ich meinen Sohn zur Welt gebracht. Hier bleibe ich und kämpfe. Bis sie mich töten.“

Hassan aus dem Bekaa-Tal plant, den Libanon zu verlassen. Anders als Paula Yacoubian kämpft er nicht für die Zukunft des Landes, sondern für seine eigene – und die seiner Eltern: „Mein Studium im Ausland ist die einzige Hoffnung, die sie noch haben.“

